

# Der Tuffsteinabbau in Gönningen

Margarete Blank-Mathieu

## Vorbemerkung

Tuffstein entstand in allen Albtäälern, wo der aus dem Kalkstein gelöste Kalk an Quellhorizonten oder Wasserfällen zu Tage trat.<sup>1</sup> Die Bäche und Flösschen transportierten ihn weiter, und Erschütterung und Temperatur sorgten für die Ausfällung des Kalks, dessen Ablagerungen über Jahrtausende hinweg ein neues, festes Gestein entstehen ließen, den Tuffstein. Tuff<sup>2</sup> wird in der älteren Literatur und im Volksmund auch Quellenkalk oder Bachkalk genannt, damit ist seine Ausscheidung aus fließenden Gewässern charakterisiert. Die Bezeichnung Tuff stammt aus dem lateinischen „tofus“ (= Tuffstein). Daraus dürfte sich auch die mundartliche Bezeichnung im Schwäbischen „Daugstein“ oder „Dauchstein“ entwickelt haben.<sup>3</sup>

Wer in Gönningen aufgewachsen ist, für den sind Gebäude aus Tuffstein nichts Besonderes. Als die Verfasserin 1973 nach Gönningen in ein Haus aus Kunsttuffsteinen zog, war dies ein erster Anlass, sich für dieses Baumaterial zu interessieren. Ob in Gönningen, Reutlingen oder in Pfullingen, stets traf man auf Gebäude aus Tuffsteinen.

Die weitere Erkundung erfolgte im Rahmen der Leitung der Volkshochschule in Gönningen in den 1980er-Jahren. In einer „Geschichtswerkstatt“ wurde sowohl der interessanten Ortsgeschichte als auch der Geschichte des Tuffsteinabbaus nachgegangen. Da zu dieser Zeit Bertha Schwarz, eine Tochter des ehemaligen Tuffsteinwerkbesitzers, über 90-jährig noch lebte, lag es nahe, mit ihr diese Geschichte aufzuarbeiten. Dies gelang nur teilweise, da viele Unterlagen des Tuffsteinwerks inzwischen verloren gegangen waren. Immerhin stellte sie die meisten Bilder, die über die Familiengeschichte

<sup>1</sup> Vgl. zuletzt Werner Grüninger: Das obere Wiesaztal – eine Kalktufflandschaft, in: RGB NF 42 (2003), S. 9–32.

<sup>2</sup> Manfred Gwinner ersetzte den Begriff „Tuff“ durch „Kalksinter“, der alle Ablagerungen von Kalk, so auch Tropfstein und Travertin, einschließt. Der Begriff „Tuff“ wird nur mehr für vulkanisch entstandenes Gestein benutzt, vgl. Kalktuff, Farblichtbildreihe 27 zur Landeskunde von Baden-Württemberg, 1968, S. 7. In dieser Arbeit wird der Begriff Tuffstein jedoch weiterhin für den Stein verwendet, der sich aus dem an Wasserfällen und Bächen ausgefällten Kalk bildete.

<sup>3</sup> Hermann Fischer: Schwäbisches Wörterbuch, Bd. 2, Sp. 106.

berichten, zur Verfügung. Zudem besaß Bertha Schwarz eine Bilddokumentation vieler Bauten aus Gönninger Tuff.

Eine weitere mündliche Quelle war der Enkel des Tuffsteinwerkgründers, Walter Schwarz, der bis zur Schließung im Tuffsteinwerk gearbeitet hatte. Zahlreiche Hinweise ergaben sich durch Gespräche mit Prof. Dr. Werner Grüninger, Dr. Margret Lachenmann, geb. Eisenstuck, Dr. Wilhelm Kinkelin und seinem Sohn Dr. Eberhard Kinkelin. Viele Interviews mit älteren Gönningern ergänzten die Informationen mit ihren Erinnerungen. Recherchen beim Reutlinger General-Anzeiger, im Bezirksamt Gönningen, im Stadtarchiv sowie im Stadtplanungsamt sorgten mit der einschlägigen Literatur für eine überprüfbare, wissenschaftliche Grundlage.

## Zur Geschichte des Tuffabbaus in Gönningen

### Die Besonderheit des Tuffsteinabbaus in Gönningen

Anders als in den meisten Albtäälern, wo Kalktuff abgebaut wurde, geschah dies auf Gönninger Gemarkung zunächst nur bei Bedarf und allein zur örtlichen Nutzung. Eine Tuffsteinindustrie oder gewerblich betriebene Steinbrüche gab es hier erst nach der Entstehung des Tuffsteinwerks von Wilhelm Schwarz am Anfang des 20. Jahrhunderts. Zu dieser Zeit waren die Tuffsteinvorkommen in den Tälern von Echaz, Erms und anderen Albflüsschen größtenteils ausgebeutet. Da nun aber bereits mit Maschineneinsatz gearbeitet werden konnte, bedeutete dies in Gönningen eine andere Art des Abbaus und der Verarbeitung: So wurde in weniger als 70 Jahren das in ca. 10 000 Jahren gewachsene Tuffsteinvorkommen in Gönningen vollständig abgebaut.

Die vor ca. 10 000 Jahren einsetzende Warmzeit begünstigte die Bildung von Tuffstein.<sup>4</sup> Im oberen Tal aufgefundene Spuren eiszeitlicher Wisentknochen belegen, dass bereits zu dieser Zeit Tuffe gebildet wurden.<sup>5</sup> Über die Besiedelung des Wiesaztales in der Bronzezeit ist uns kaum etwas bekannt. Jedoch fand man 1951 beim oberen Tuffsteinwerk vier Flachgräber aus jener Zeit. Daraus geht hervor, dass seit der Bronzezeit bis zum Jahr 1950 die Tuffschicht im Gewann Mühlwiesen um 2,5 m angewachsen war.<sup>6</sup> Kinkelin meint, dass dort, wo die Gräber gefunden wurden, wohl auch die „bronzezeitlichen

<sup>4</sup> Manfred Frank: *Technologische Geologie der Bodenschätze Württembergs*, Stuttgart 1949, S. 234 ff.

<sup>5</sup> Wilhelm Kinkelin (Hrsg.): *Gönninger Heimatbuch*, Gönningen 1952, S. 6.

<sup>6</sup> *Fundberichte aus Schwaben NF 11/12 (1938/51)*, S. 27–28; Claus Oeftiger: *Katalog der vor- und frühgeschichtlichen Fundstätten*, Beiheft zu: *Der Landkreis Reutlingen*, hrsg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Reutlingen, Sigmaringen 1997, S. 58.



Abb. 1: Die Familie Randecker 1912 beim Abbau von „Schmucksteinen“.

Mühlbronner“ ihre Wohnungen gehabt hätten.<sup>7</sup> Genaue Daten über den Anfang des Abbaus von Kalktuff zu nennen ist nicht möglich. Man kann davon ausgehen, dass die Stöffelburg im 12. Jahrhundert eine der ersten größeren Bauwerke aus Tuffstein war. Dort wurden Tuffsteinquader in größerem Umfang verbaut.<sup>8</sup>

### Abbau auf handwerkliche Weise

Ein Werksprospekt der Firma Schwarz aus dem Jahr 1913 erläutert die Vorteile des Tuffs folgendermaßen: „Tuffsteine sind Hartkalke. Zwar sind sie stark porös, jedoch auch außerordentlich wetterbeständig und frostsicher. Umweltverschmutzung, Industrie- und Rauchabgase in der Luft, die Gebäuden oft schwerste Schäden zufügen, können ihnen kaum etwas anhaben. Im bergfrischen Zustand ist der Kalktuff jedoch noch so weich, dass er mit Handblattsägen und Beilen bearbeitet werden kann. Der Tuffstein ist anderen

<sup>7</sup> Wie Anm. 5.

<sup>8</sup> S. dazu Konrad Albert Koch: Die Stöffelburg und Gönningen, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 43 (1931), Sp. 98–100; Walter Haas: Die Stöffelburg, in: Die Gönninger. „Ein Völklein frisch-belebt“. Geschichte und Gegenwart eines Reutlinger Stadtbezirks, hrsg. vom Stadtarchiv Reutlingen, Reutlingen 1992, S. 35–37.

Natursteinen gegenüber verhältnismäßig leicht, da er viele Hohlräume aufweist. Zugleich isoliert die Luft in diesen Hohlräumen, weshalb ein Tuffsteinhaus nicht verputzt zu werden braucht. Das Mauerwerk bleibt stets trocken. Gegen Salpeterbildung zeigt sich Tuffstein widerstandsfähig.“<sup>9</sup>

Da der Kalktuff ein sehr poröses Gestein ist, musste jeder einzelne Quader sorgfältig aus dem Bruch gelöst werden. Dies geschah entweder mit der sogenannten Krählhau, mit der die Steinquader aus der Wand gelöst wurden; vielfach verwendete man auch mehrere Keile, die in vorgezeichnete Linien mit einem Holzschlegel in das Gestein gehauen wurden. Dadurch konnten größere Tuffsteinbrocken aus dem Bruch gelöst werden. An Ort und Stelle wurden diese entweder zu Quadern von 80 cm Länge, 30 cm Breite und 30 cm Höhe (Quader 1/1), oder von 40 cm Länge, 30 cm Breite und 30 cm Höhe (Halbquader) verarbeitet. Die Maßeinheit, nach welcher der Tuffstein bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges verarbeitet wurde, war 1 Schuh (1 Schuh = ca. 28,5 cm, 3,5 Schuh = ca. 1 m).<sup>10</sup>

Das im bergfeuchten Zustand weiche und leicht zu bearbeitende Gestein konnte auch mit einer Handblattsäge, die von zwei Personen bedient wurde, und mit einfachen Beilen zugerichtet werden. Transportiert wurden die fertigen Steine mit einer primitiven Holzbahre, auf der jeweils ein Quader nach dem anderen weggetragen wurde<sup>11</sup>. Mit einem einfachen Aufzug konnte man diese Quader auf die Holzbahre heben.

In den Steinbrüchen des Echaztales arbeiteten meistens sechs bis acht Personen in Zweiergruppen zusammen. Jede Steinbrecherguppe war auf die Mitarbeit der anderen angewiesen, da sie im Voraus nie wusste, ob sie ihren Auftrag alleine ausführen konnte. In jedem Steinbruch konnte nämlich immer wieder eine Höhle oder eine lockere Tuffschicht zum Vorschein kommen, so dass andere Steinbrecher aus den Brüchen, die häufig in unmittelbarer Nähe lagen, aushelfen mussten.

In Seeburg wurde das Steinbrechergewerbe fast ausschließlich hauptberuflich betrieben, in Honau arbeitete man nach Feierabend in den Steinbrüchen. Seeburger Kalktuff war im 19. und am Beginn des 20. Jahrhunderts in ganz Süddeutschland bekannt. Im Echaz- und Ermstal und auch im Wiesaztal wurde der Kalktuff größtenteils von Privatleuten abgebaut und war deshalb von geringerer wirtschaftlicher Bedeutung für die Gemeinden. Das galt vor allem für den Abbau im Wiesaztal. Die Gönninger Bevölkerung lebte größtenteils vom Samenhandel und betrieb in der Regel noch ein Handwerk, eine

<sup>9</sup> Werksprospekt vom 12. Sept. 1913, S. 6 ff., Privatbesitz.

<sup>10</sup> Karl-Heinz Schmid, Armin Stirn, Magda Ziegler: Die Olgahöhle in Honau (Abhandlungen zur Karst- und Höhlenkunde, Reihe A, Heft 7), München 1972, S. 44.

<sup>11</sup> Siehe auch L. Oettinger: Seeburg im Ermstal, in: Blätter des Schwäbischen Albvereins 23 (1911), Sp. 1–8, hier (Sp. 5) findet man auch ein Bild des Tuffsteinwerkes von „Postmeister Oettinger“.

Gastwirtschaft oder eine Landwirtschaft.<sup>12</sup> Deshalb war die schwere Arbeit in den Steinbrüchen lediglich dem Eigenbedarf vorbehalten. In gemeindeeigenen und in den sogenannten „Bauernsteinbrüchen“, von denen sich kaum etwas in den Quellen findet, wurde bei Bedarf die nötige Menge Tuffstein gebrochen. Gisela Henzler berichtet über zwei Familien, die in Gönningen Steinbrüche besaßen: „Hier erfolgte der Abbau von zwei Seiten in den sogenannten „Bauernsteinbrüchen“. Oben im Tal brachen die Genkinger ihre Steine, weiter unten die Gönninger. In Genkingen war es besonders die Familie Bahn Müller, die hier abbaute. Von Gönninger Seite war es die Familie Randecker.“<sup>13</sup>

Karl-Heinz Schmid berichtet, wie auf einer Kalktuffbarre ein Wohnhaus entstand: „Zum Bau eines neuen Hauses benützte man Tuffsteinquader, die man aus dem Kellergeschoss herausgebrochen hatte, gleich für die Außenwände des Hauses. Dies brachte für den Bauherrn natürlich viele Vorteile, und aus diesem Grund war das Baugelände auf der Kalktuffbarre auch sehr begehrt.“<sup>14</sup>

So entstanden viele Häuser in Gönningen unter Verwendung von Tuffstein. Man nahm für das Sockelmauerwerk Tuffsteinquader, während die darüber liegenden Stockwerke in traditioneller Fachwerkbauweise entstanden. Die Gefache wurden dann mit Tuffbrocken ausgemauert und verputzt. Dies sieht man heute noch an alten Gebäuden oder bei Abbruchhäusern.

Heute noch sichtbare, eindruckliche Tuffsteinbauten sind Kirche, Schule und Rathaus. Die evangelische Kirche Peter und Paul wurde 1842–1844 errichtet. Hierzu liegt uns ein Bericht von Johann Martin Merz, Samenhändler aus Gönningen, von 1865 vor, der unter anderem schreibt: „[...] auch habe ich zu unserem Kirchenbau einen ganzen Sommer ununterbrochen im Tuffsteinbruch bei der Talmühle unverdrossen gearbeitet, obgleich es mir schwer ging, denn ich war ja noch jung.“<sup>15</sup> Daher wissen wir, dass die Steine für die Gönninger Kirche aus dem obersten Bruch gebrochen wurden, von dem vermutet wird, dass er eigens zum Bau der Kirche angelegt wurde. Er ist heute noch hinter der Talmühle Richtung Genkingen zu sehen.

Der Bau des neuen Schulhauses 1867 erfolgte vollständig mit Tuffsteinen.<sup>16</sup> Als schließlich das alte Rathaus baufällig wurde, beschloss der Gemeinderat, dieses abzureißen und den Ortskern um einen weiteren Neubau aus Naturtuffsteinen zu bereichern. Das neue Rathaus, das 1910 eingeweiht wurde, fügt sich gut zu den vorhandenen Tuffsteinbauten Schule und Kirche.

<sup>12</sup> Vgl. dazu: Die Gönninger (wie Anm. 8).

<sup>13</sup> Gisela Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal (Schwäbische Alb), in: Mitteilungen Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher 20 (1974), Nr. 1, S. 1–6.

<sup>14</sup> Wie Anm. 10.

<sup>15</sup> Bericht des Samenhändlers J. M. Merz, handschriftlich 1865 (Abschrift liegt der Verfasserin vor).

<sup>16</sup> Heinz Reiff: Schulgeschichte, Schulhäuser, in: Die Gönninger (wie Anm. 8), S. 181–183.



Abb. 2: Schulhausneubau 1910.



Abb. 3: Wilhelm Schwarz (1874-1964).

Bis 1910 wurden sämtliche Bausteine aus Tuff in herkömmlicher handwerklicher Weise gewonnen. Das änderte sich erst, als Wilhelm Schwarz die Bauernsteinbrüche aufkaufte, um nach und nach eine Tuffsteinindustrie in Gönningen aufzubauen.

## Das Tuffsteinwerk von Wilhelm Schwarz

### Die Herkunft des Unternehmers

Wilhelm Schwarz wurde als fünftes von zwölf Kindern der Eheleute Johannes und Wilhelmine Schwarz, geb. Dinkel am 30. März 1874 in Pfullingen geboren. Sein Vater hatte eine Schafzucht auf der Honauer Heide. Nach einer Lehre als Zimmermann und der Gesellenprüfung ging er, wie es damals üblich war, erst einmal „auf die Walz“. In der Schweiz machte er seine Meisterprüfung. 1896 gründete er ein Baugeschäft in Pfullingen. Die Häuser plante er in traditioneller Fachwerkbauweise. Mit seinen Gewinnen errichtete er in Unterhausen ein Schotterwerk. Dieses stattete er mit einer dem Abbau dienenden „Bremsberganlage“ und Aufbereitungsmaschinen aus.

Immer wieder hielt er nach lukrativen Ideen Ausschau, um seinen Betrieb zu erweitern. Beim Holzkauf auf der Gönninger Markung begegnete er dem fünf Jahre älteren Johannes Schrade, der dort ein Sägewerk betrieb.

### Johannes Schrade, Tüftler und Ratgeber<sup>17</sup>

Johannes Schrade, 1869 in Willmandingen geboren, hatte in Dußlingen Mühlenmechanik gelernt, seine Frau Katharine Möck aus Tettngang stammte aus einem Bauernhof. Zunächst betrieb er mit ihr die Landwirtschaft seiner Schwiegereltern, bis er 1896 das Sägewerk in Gönningen kaufte. Schrade besaß mehrere Patente und war bekannt dafür, dass er ständig an etwas herumtüftelte.

Kleine unscheinbare Begebenheiten sind oft von entscheidender Bedeutung. So war dies auch hier der Fall, als Wilhelm Schwarz beim Holzkauf mit Johannes Schrade ins Gespräch kam. Bei der Besichtigung von dessen aus Tuffstein erbautem Haus kam Schwarz auf den Gedanken, Häuser nicht wie herkömmlich aus Fachwerk, sondern ganz aus Stein zu bauen. Er verkaufte 1912 kurzerhand sein Schotterwerk in Unterhausen, um Bauernsteinbrüche in Gönningen aufkaufen zu können.<sup>18</sup> Zu dieser Zeit war er 38 Jahre alt. Johannes Schrade war ihm beim Aufbau seines Betriebs nicht nur anfangs behilflich, indem er seine eigenen Erfahrungen beim Bau seines Hauses weitergab, sondern weit darüber hinaus.

Wilhelm Schwarz hatte zwei Söhne, Schrade dagegen zwei Töchter. So begab es sich, dass die Tochter Marie den Sohn Wilhelm heiratete und die Verbindung der Familien Schwarz und Schrade dadurch auch eine verwandtschaftliche wurde.<sup>19</sup>

Johannes Schrade, der als guter Geist des Schwarz'schen Unternehmens gelten kann, war lieber als Mühlenmechaniker und „Erfinder“ aller möglichen Geräte tätig, als sich um sein Sägewerk zu kümmern. Dies war für seine Ehefrau nicht immer leicht. Sie beklagte sich häufig, dass Johannes Schrade seine Arbeit im Sägewerk zugunsten seines „Hobbys“, der Erfindung verschiedener Maschinen – auch für das Tuffsteinwerk von Wilhelm Schwarz – vernachlässigte. Wilhelm Schwarz indessen kam dies sehr zustatten. Wenn ein Maschinenproblem bestand, so holte er kurzerhand seinen Nachbarn Schrade, der dann auch meist helfen konnte. Schwarz verdiente mit seinem Tuffsteinabbau gutes Geld, Johannes Schrade half ihm dabei unentgeltlich, was oft zu Spannungen innerhalb der Familie führte.<sup>20</sup>

Auch die Idee, aus dem beim Tuffabbau entstandenen „Abfall“ mit Hilfe von Steinformen und Zement Kunststeine zu produzieren, kam von Johannes Schrade. Er experimentierte über Jahre mit Mischungen aus Tuffschroppen, Tuffsand und Portland-Zement, den er sich aus England in großen Fässern

<sup>17</sup> Interview mit Walter und Wilhelm Schwarz (2001).

<sup>18</sup> Interview mit Bertha Schwarz, Gammertingen 1986.

<sup>19</sup> Wilhelm Schwarz jun. und Marie, geb. Schrade, hatten fünf Kinder. Nur dieser Familienzweig besteht bis heute, alle anderen Kinder von Wilhelm Schwarz sen. blieben kinderlos. Der einzige Sohn von Arthur Schwarz starb bereits im Kindesalter.

<sup>20</sup> Interview Walter Schwarz 2001.



Abb. 4: Arbeiter vor der neu erbauten Halle, 1913.

kommen ließ. Immer wieder fiel die daraus entstandene Mauer ein, bis er dahinterkam, dass man den Tuffsand zunächst waschen musste, um ihn von Feinteilen zu befreien, die im Winter durch den Frost aufquollen und dadurch den Stein zerbrechen ließen.

Wilhelm Schwarz konnte diese Erfindung dann auch bald in seinem Betrieb anwenden. In dem neben einer für den Tuffsand angelegten Schwemmgrube entstand ein Schwemmsteinwerk, das viele unterschiedliche Steinformen fertigen konnte. Ob Schrade auch bei der unternehmerischen Umsetzung beteiligt war, ist nicht mehr nachzuvollziehen. Aber sicher wurde er zur Beratung immer wieder herangezogen. 1919 verkaufte Schrade sein Sägewerk und erbaute gegenüber sein neues Wohn- und Geschäftshaus.<sup>21</sup>

### Gründung und erste Jahre des Tuffsteinwerkes

Wilhelm Schwarz begann sein Werk mit einer großen, offenen Halle. Vom ersten Arbeitstag hat sich ein Foto mit dem handschriftlichen Vermerk erhalten:

<sup>21</sup> Wiesazbote Nr. 141, vom 13. 9. 1919, S. 1: „Das Sägewerk Joh. Schrade hier ging durch Kauf an Jak. Burkhardt von Wallstadt O. A. Freudenstadt über. Dem von J. Schrade zur Blüte gebrachten Sägewerk gedenkt der neue Besitzer eine Holzhandlung anzugliedern [...] Links der Genkinger Straße, gegenüber dem Sägewerk, erbaut J. Schrade ein neues Wohn- und Geschäftshaus.“



Abb. 5: Die Schrade'sche Felsensäge.



Abb. 6: Das erste Werk, um 1913.

„Tuffsteinfabrik von W. Schwarz. Hier unsere Steinsäge ligt im Hintergrund. Wir waren eben mit den Weichen beschäftigt, als der Photograph kam, heute war das Geschäft das erste mal im Gang. Mit höflichem Gruß Gottlieb, Gönningen, den 17. Juli 1913“ (*Abb. 4*).<sup>22</sup>

Den Abbau von Tuffstein betrieb Schwarz zunächst in herkömmlicher Weise, setzte aber nach und nach immer mehr Maschinen ein, bei deren Beschaffung und Wartung Johannes Schrade mithalf. Dies galt besonders bei der wichtigsten Abbaumaschine, der sogenannten Schrade'schen Felsensäge, die er selbst entwickelt hatte.

Hatte er zunächst seine Maschinen mit Dieselmotoren betrieben, so nützte er bald die Wasserkraft der Wiesaz aus, um mit Turbinen seinen eigenen Strom zu erzeugen. Wilhelm Schwarz hatte bald eine kleine ansehnliche Tuffsteinfabrik aufgebaut. Im selben Jahr pries er seine Werkstoffe in einem 16-seitigen Prospekt an.<sup>23</sup>

Ein Baugesuch vom Februar 1913 zeigt, dass Schwarz den Tuffsteinabbau von Anfang an in größerem Stil betreiben wollte. Schwarz beantragte hier den Bau eines Schuppens im Gewann Sand in einer Größe von 6 × 4 m mit einem Abortanbau.<sup>24</sup> Der Lageplan weist eine große Fläche als Besitz von Wilhelm Schwarz aus. Er verfügte über sämtliche Grundstücke von der Straße nach Genkingen bis weit über die Wiesaz hinaus. Auch alle anliegenden Grundstücke waren bei künftigen Bauanträgen stets Eigentum von Wilhelm Schwarz, so dass keine Einwände der Anlieger berücksichtigt werden mussten. Die Baugenehmigungen wurden rasch und unbürokratisch erteilt.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges 1914 kam das Werk allerdings bereits wieder zum Stillstand. Wilhelm Schwarz und fast die ganze Belegschaft wurden eingezogen. Zu allem Unglück zerstörte ein Brand 1915 das erste Werk. Doch Schwarz gab nicht auf. Er erreichte eine Freistellung vom Heeresdienst und kehrte zunächst zum Holzhandel zurück. Damit erwarb er sich die Mittel für den Wiederaufbau des Werks.

### Der Ausbau des Werks bis 1937

Im April 1919 wiederholte er unter Vorlage der Pläne von 1914 seinen Antrag auf Bau eines Schuppens „an Stelle des abgebrannten Werks.“<sup>25</sup>

Im gleichen Jahr plante Schwarz auch den Bau eines Zementwerks. Aus welchen Gründen er diesen Gedanken dann fallen ließ, ist nicht bekannt.<sup>26</sup> Zu

<sup>22</sup> Heimatmuseum Reutlingen, Fotosammlung Nr. L 1994/46.

<sup>23</sup> Wie Anm. 9.

<sup>24</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

<sup>25</sup> Bezirksamt Gönningen, „Archiv Tuffsteinwerk“.

<sup>26</sup> Interview mit Bertha Schwarz, 1986. Schon von 1905 liegt ein Gutachten zum Bau eines Kalkwerks auf Gönninger Gemarkung vor.

dieser Zeit setzte auch die Herstellung von Kunststeinen ein. Auf deren Produktion lässt ein Schreiben an die Gemeinde Gönningen vom 3. 11. 1919 schließen. Schwarz bat darin um Stumpenholz, da „Kohlen zur Zeit nicht erhältlich sind“.<sup>27</sup> Vermutlich mussten die Hallen, in denen diese Steine hergestellt wurden, im Winter beheizt werden.

In einer Genehmigungsurkunde vom 30. März 1920 taucht das erste Mal in den Akten ein Wasserkraftwerk des Wilhelm Schwarz, „Leichtsteinfabrikant in Gönningen“, auf.<sup>28</sup> 1932 stellte er erneut einen Antrag auf den Bau eines neuen Wasserkraftwerks 2,5 km oberhalb des bestehenden (T 39).<sup>29</sup> Die Unterlagen zeigen, wie schwierig es war, die Bedürfnisse der anliegenden Grundstückseigentümer und die Bedenken des Landwirtschaftsamtes wegen des Fischbestands der Wiesaz zu berücksichtigen. Zudem bekamen die Betreiber der Wasserkraftwerke unterhalb der Anlage(n) von Wilhelm Schwarz in trockenen Sommern offenbar Probleme, ihre Triebwerke mit ausreichend Wasser zu versorgen. Immer wieder kam es deshalb zu Streitigkeiten.

Den Fortgang des Unternehmens dokumentiert der Antrag von Schwarz aus dem Jahr 1928 auf Verlegung des Mutterbettes der Wiesaz, um die vollständige Ausbeutung der Tufflage zu ermöglichen.<sup>30</sup>

### Herstellung von Kunsttuffstein

Die Herstellung von Kunsttuffstein, den sogenannten Schwemmtuffsteinen, wurde wohl bald danach in industriemäßigen Mengen aufgenommen. In einem 1928/29 entstandenen Katalog wird vorwiegend auf den Schwemmtuffstein hingewiesen. Um günstige Frachttarife beim Bahntransport zu erreichen, wandte sich Schwarz im Juni 1926 an den Landtagsabgeordneten Adolf



Abb. 7: Wiederaufbau des Werkes, vermutlich 1919.

<sup>27</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267; 3. 11. 1919.

<sup>28</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, T 39, Nr. 266.

<sup>29</sup> Ebd. Die Genehmigung erfolgte 1938.

<sup>30</sup> Bezirksamt Gönningen, „Archiv Tuffsteinwerk“.

Scheef.<sup>31</sup> Scheef sagte Schwarz seine Unterstützung zu, um eine Ermäßigung des Nebenbahnzuschlags für den Transport von und nach Gönningen zu erreichen. Außerdem konnte Schwarz mit der Unterstützung der Behörden rechnen, die an der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit interessiert waren.

Der Erfolg des Baumaterials wird durch vielerlei Empfehlungsschreiben deutlich. So bestätigte das Stadtbauamt Pfullingen dem für Wohnungsbauten des dortigen Siedlungsvereins von 1919 bis 1923 bezogenen Tuffsteinmaterial eine hervorragende Eignung. 1928 bekundete das städtische Hochbauamt Reutlingen: „Die Stadtgemeinde Reutlingen hat für die Wohngebäude an der Heine- und an der Hindenburgstraße, zusammen 4 Doppelwohngebäude und 3 einfache Wohngebäude, für die Umfassungswände die sogen. Kunsttuffsteine vom Tuffsteinwerk Gönningen verwendet. Die Kunsttuffsteine wurden im Äußern nicht verputzt, sondern nur die Ansichtsflächen überarbeitet und weiß ausgefugt: man hat damit eine sehr gute Wirkung erzielt. Nachteiliges wurde bis heute durch die Verwendung der Steine nicht festgestellt.“ Auch Stadtbaumeister Haug in Tübingen, Wilhelm Striebel, Güterbeförderung Pfullingen, und Architekt Witzgall aus Reutlingen erklärten ihre Zufriedenheit mit dem Baumaterial. 1928 verließen das Werk täglich bis zu 70 m<sup>3</sup> dieses Kunststeins.<sup>32</sup>

Den Erfolg des Tuffsteinwerks belegt auch ein Sonderdruck der Bauzeitung vom 7. Juni 1930: „Im tuffreichen Talgrund der Wiesaz an der Straße Gönningen–Genkingen liegt ein Tuffwerk. Gönningen ist die Endstation der Nebenbahn Reutlingen–Gönningen.

Schon bei der Gründung im Jahre 1912 [!] wurde Weitsicht und Großzügigkeit an den Tag gelegt. Maschinelle Förderung und Bearbeitung der Steine sowie Verwertung des Abfallmaterials waren die hauptsächlichsten Aufgaben, welchen man sich widmete. Das Werk hatte in den verflossenen Jahren schwere Kämpfe zu bestehen. Trotz aller Hemmungen hat es für die Bauindustrie Bedeutendes geleistet. Nicht allein durch die maschinelle Gewinnung und Verbilligung der Natursteine, sondern auch durch die Erzeugung seiner bekannten Schwemmtuffsteine hat sich das Werk einen Namen gemacht. [...] Nicht nur in den Städten Reutlingen, Tübingen und Umgebung, wo ganze Straßenzüge von diesem Material Zeugnis geben, wird der Schwemmtuffstein gerne verwendet, sondern bis auf Entfernungen von 70 und 80 km wird dieser Stein verfrachtet.“<sup>33</sup>

<sup>31</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

<sup>32</sup> Angaben von Bertha Schwarz.

<sup>33</sup> Neuzeitliche Baustoffe, Sonderdruck aus: Die Bauzeitung, Nr. 23 vom 7. 6. 1930.

### Staatliche Unterstützungsmaßnahmen für den weiteren Ausbau des Werks

Die Weltwirtschaftskrise sorgte für einen drastischen Einbruch der Baukonjunktur, so dass sich Schwarz trotz aller Erfolge intensiv um Aufträge bemühen musste. Dabei versicherte er sich der Unterstützung durch die Gemeinde. In einem Schreiben des Bürgermeisteramts Gönningen an das Wirtschaftsministerium in Stuttgart vom 8. Dezember 1933 wird deutlich, dass man auf öffentliche Baumaßnahmen setzte, um Arbeitsplätze in Gönningen zu erhalten: „Wie wir Ihnen mit unserem Schreiben vom 18. v.M. mitteilten, ist die wirtschaftliche Lage der Gemeinde Gönningen ganz außerordentlich schlecht. Durch die Unterbindung des Samenhandels seitens der Behörden sind, wie wir Ihnen schon mitteilten, weitere Leute arbeitslos und müssen infolgedessen eine andere Existenzmöglichkeit suchen. [...] Das Tuffsteinwerk Gönningen, ein größeres Unternehmen am Platze, würde uns die Möglichkeit geben, die Arbeitslosigkeit ganz gewaltig herabzusetzen, aber das Werk ist auch nur teilweise beschäftigt. Wenn das Werk mit genügend Aufträgen versehen würde, so wäre die Möglichkeit der restlosen Beseitigung der Arbeitslosigkeit am Platze. [...]“<sup>34</sup>

Ein weiterer Hilferuf der Gemeinde an das Wirtschaftsministerium verdeutlicht die bedrängte Lage der Gemeinde Gönningen: „Der Samenhandel hat hier seit Generationen seinen Sitz und brachte nicht nur Brot sondern Wohlstand vor dem Krieg und bis 1928. Seither langsamer, sicherer Rückgang. Insbesondere wegen der Not der Landwirtschaft. [...] Für eine größere Industrie ist die geogr. Lage nicht gerade günstig. Das Gewerbekataster von insgesamt 74 000 M verteilt sich heute wie folgt: Samenhandel 70 %, Industrie 16 %, Handel und Gewerbe 14 %. [...] In vielen Häusern herrscht bitterste Armut. [...] Eine Möglichkeit bestünde u. E., die Lage zu bessern. Seit dem Jahre 1913 ist hier ein Tuffsteinwerk, das unter seinem jetzigen Inhaber zu schöner Blüte kam. Es werden gegenwärtig ca. 45 Arbeiter beschäftigt. [...] Bisher musste der Betrieb den Winter über jeweils geschlossen werden. Die Kälte machte ein Arbeiten unmöglich. Die ganze Belegschaft kam auf Monate zur Entlassung. Dies steht auch heuer bevor. Es lässt sich diese Massnahme vermeiden, wenn das Werk seine seither teilweise offenen Arbeits- u. Lager Räume nach aussen abschliessen und heizbar machen würde. Technisch keine Unmöglichkeit. Durch Anbau einer großen Halle, die denselben Erfordernissen entsprechen müsste, wäre es möglich, die Produktion zu steigern und einen Dauerbetrieb zu unterhalten. [...] Dass der Absatz der Erzeugnisse nicht stocken sondern steigen wird ist unzweifelhaft. Bei Ausführung der Bauarbeit wäre das Baugewerbe angekurbelt [...] In den letzten Jahren hat er [Wilhelm Schwarz, Anm. der Verf.] viel Geld für Verbesserungen aller Art im

<sup>34</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.



Abb. 8: Das Tuffsteinwerk nach dem Zweiten Weltkrieg.

Betrieb investiert. Durch die allg. Wirtschaftslage ist er gezwungen, seiner Kundschaft lange Zahlungsfristen einzuräumen. Es fehlt ihm deshalb das nötige flüssige Kapital. Garantie für ein Darlehen usw. böte der gut fundierte Betrieb, der einen hohen Wert hat.“<sup>35</sup>

Verschiedene anstehende staatliche Baumaßnahmen werden in der Folge vorgeschlagen, darunter etwa Kasernenbauvorhaben in Tübingen.<sup>36</sup> Die Bitten scheinen nicht vergebens gewesen zu sein, denn in der Folge besserte sich die Beschäftigungslage tatsächlich, nicht zuletzt dank öffentlicher Aufträge.

### Weitere Werksgründungen von Wilhelm Schwarz

Angesichts der regeren Nachfrage versuchte Schwarz in dieser Zeit durch neue Werksgründungen weitere Tuffsteinvorkommen zu erschließen und seine Palette an Baustoffen zu erweitern. In Dießen bei Horb baute er eisenhaltigen Tuff ab, der eine interessante rot gefärbte Oberfläche besitzt und zu-

<sup>35</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

<sup>36</sup> Ebd.

dem wegen seiner hohen Druckfestigkeit von 850 kp/cm<sup>2</sup> für viele Arbeiten besonders geschätzt war.

Im Bäratal (Gemeinde Bärenthal<sup>37</sup>) bei Beuron und in Oberifflingen im Schwarzwald entstanden weitere Betriebe. Bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden Tuffsteinvorräte in Honau abgebaut. Auch aus Urach bezog Wilhelm Schwarz Tuffstein, der im Gönninger Werk verarbeitet wurde.

Die geplante Errichtung eines Marmorwerkes in der Wachau (Niederösterreich), es handelte sich um einen Marmorbruch mit schwarz-weißem Material, wurde durch den Ausbruch des Zweiten Weltkrieges verhindert. Die Maschinen waren bereits geliefert und die Produktion hatte schon begonnen.<sup>38</sup>

### Aufträge in der NS-Zeit

Die Wertschätzung des Gönninger Tuffs in den 1930er-Jahren verdeutlicht ein Beitrag des Reutlinger Tagblatts vom 22. Februar 1936,<sup>39</sup> der von einem Besuch in den Tuffsteinwerken der Firma Schwarz berichtet. In blumigen Worten wird die „gar lieblich gelegene Gemeinde“ als weltbekanntes Samenhändlerdorf geschildert, das nun allerdings noch ein Produkt hat, das „auch hinauszieht, das ganze Jahr über, um seiner Gemeinde die gleiche Ehre zu machen“, der „Gönninger Kalktuff“ nämlich. Über die Verwendung bei prominenten Bauvorhaben des NS-Staates heißt es hier: „... Wir haben gesehen und gehört, dass die Gönninger Tuffsteinwerke einen bedeutsamen wirtschaftlichen Faktor für den ganzen Bezirk Gönningen darstellen, dass dort bis zu hundert Männer von Gönningen und den umliegenden Gemeinden ihr Brot verdienen, dass der Gönninger Kalktuff mitunter weite Wege zurücklegt bis er an seinen letzten Bestimmungsorten anlangt (gegenwärtig sind Lieferungen für die Berliner Olympiade – Führertribüne im Reichssportfeld und Schwimmstadion –, für die Reichsautobahnen an der Schwäb. Alb, für Privatbauten des Stellvertreters des Führers in München usw. in Arbeit), und dass aufs Ganze gesehen, prächtige Tuffsteinbauwerke aus Gönningen im ganzen deutschen Vaterland auch den Ruhm derer verkünden, die in der Bausteinwirtschaft als Betriebsführer oder als Arbeiter ihre Pflicht dem Volksganzen gegenüber erfüllen.“

Unter anderem an Behördenbauten im Land kam das Material aus dem Wiesatzal zur Anwendung. Am Portal des Kreisgebäudes in Göppingen etwa

<sup>37</sup> In einem Brief von Wilhelm Beck, Tuffsteinproduzent aus Bärenthal, vom 16. 1. 1990 heißt es: „Ich habe den Tuffsteinbruch von meinem Vater übernommen und diesen vor einigen Jahren wieder eröffnet. Der Bruch der Fa. Schwarz ist geschlossen.“

<sup>38</sup> Angaben der Familie Schwarz.

<sup>39</sup> Reutlinger Tagblatt Nr. 44 vom 22. Februar 1936.

wurde ein Kunstwerk aus Kalktuff geschaffen, in Reutlingen erhielt die Fassade des Krankenkassengebäudes (AOK) Kalktuffverblendplatten. Der „Bauboom“ der NS-Zeit verbesserte nicht nur die Lage des Tuffsteinwerkes, sondern sorgte sogar für einen Mangel an Arbeitskräften, wie aus einem Schreiben des Arbeitsamtes Reutlingen an das Württembergische Wirtschaftsministerium vom 17. Februar 1938 hervorgeht. Demnach bemühte man sich trotz Rückgangs beim Samenhandel oft vergeblich um Steinhauerlehrlinge. Als Grund wird angegeben, dass die arbeitssuchenden Leute aus dem Samenhandel in den umliegenden Dörfern genügend Arbeit finden würden, zudem schien die schwere Arbeit im Tuffsteinwerk nicht jedem zu liegen: „Ich glaube aber nicht, dass diese Händler, welche seit ihrer Jugend gewöhnt sind einen selbständigen Gewerbebetrieb auszuüben und in vielen Ländern herumzureisen, sich noch als tüchtige Fabrikarbeiter eignen werden. Ich habe festgestellt, dass bei dem Tuffwerk Gönningen, welches mit seinen Filialen etwa 100 Arbeiter beschäftigt, nur etwa 20 Arbeiter aus Gönningen tätig sind. Der Grund dafür dürfte darin liegen, dass der Gönninger an sich schwere und rauhe Hausarbeit nicht liebt. [...] Der größte Teil der Gönninger Arbeiter ist in Reutlingen und Gomaringen tätig. Die Wochenfahrt nach Reutlingen kostet RM 3,50. In Reutlingen werden immer noch gute Arbeitskräfte sowohl in der Metall- und Textilindustrie als auch in anderen Industrien gesucht. Wenn die Gönninger Samenhändler ernstlich den Willen haben, sich als Fabrikhilfsarbeiter über die Zeit von März bis Oktober einzusetzen, so stehen genügend offene Stellen in Reutlingen und Gomaringen zur Verfügung.“<sup>40</sup>

Vom Arbeitskräftemangel war im Übrigen nicht nur das Werk von Wilhelm Schwarz betroffen. Auch die Kleidernäherei Schaal und Sautter suchte Näherinnen und ein ebenfalls im Ort angesiedeltes Pappenwerk meldete Bedarf an.<sup>41</sup>

## Erweiterung der Werksanlagen 1937–1942

Schwarz erweiterte sein florierendes Unternehmen auch baulich. Ein Lageplan vom November 1937 zeigt den damaligen Bestand. Neben mehreren Lagerhallen verfügte das Werk über Steinpresse, Maschinenraum, Werkstatt, Motorenhaus, Kranbahn sowie über einen Maschinenraum für die Steinhauerei, ein Silo und einen „Gefolgschaftsraum“. Rings um das Werk lagen die Steinbrüche.<sup>42</sup> Auf dem Werksgelände befand sich überdies das 1926 erbaute Wohnhaus von Wilhelm Schwarz.<sup>43</sup>

<sup>40</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

<sup>41</sup> Ebd.

<sup>42</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk 1937.

1937 und 1938 kamen ein Unterstellraum für eine Werkslokomotive und weitere Lagerschuppen hinzu.<sup>44</sup> Einer davon stellte eine umfangreiche Baumaßnahme dar, die von der Familie Schwarz als „Bau der großen Halle“ bezeichnet wurde. Die Umfassungswände wurden mit Kunststoff, die Dachdeckung mit Falzziegel angegeben.<sup>45</sup> In diese 1938 fertiggestellte Halle sollten noch zwei Kamine und verschiedene Trennwände eingebaut werden.<sup>46</sup>

## Die Familie Schwarz

Das Tuffsteinwerk war ein Familienbetrieb von Wilhelm Schwarz. Der Firmengründer (3. 3. 1874–11. 11. 1964) hatte mit seiner Frau (Heirat am 18. 10. 1897) Elisabeth Barbara, geb. Gloeser (19. 7. 1973–18. 01. 1932), fünf Kinder.

1. Elise (27. 02. 1898–1979), verheiratete Schindler  
Ihre Aufgaben im Tuffsteinwerk waren die Buchführung, die Organisation und die Abrechnung. Sie kümmerte sich auch um die pünktliche Bezahlung der Betriebsangehörigen. Sie hatten keine Kinder.
2. Wilhelm jun. (29. 3. 1899–1984), verheiratet mit Marie, geb. Schrade  
Er war bis zur Einberufung zum Wehrdienst im Tuffsteinwerk beschäftigt. Da er aus dem Krieg als kranker Mann zurückkam, konnte er nur noch zeitweise arbeiten. Er hatte 5 Kinder, von denen Walter Schwarz bis zur Schließung im Tuffsteinwerk arbeitete.
3. Bertha (1. 10. 1902–1994), verheiratete Hermann  
Sie versorgte den Haushalt und die kranke Mutter. Da sie alle Geschwister überlebte, übernahm sie die Auflösung des elterlichen Betriebs. Sie blieb kinderlos.
4. Arthur (3. 10. 1906–1982), verheiratet mit Herta, geb. Losen  
Als Diplomingenieur hatte sein Vater große Pläne mit ihm. Allerdings klappte die Zusammenarbeit nicht gut. Er war 1936–1938 im Werk tätig und ging danach nach Berken-Enkheim. Sein einziger Sohn starb 1988.
5. Paul (im Kindesalter verstorben)

<sup>43</sup> Baujahr nach Aussage der Familie Schwarz. Bereits 1933 hatte Wilhelm Schwarz jedoch seinen Wohnsitz nach dem Tod seiner ersten Frau und seiner Wiederverheiratung nach Tübingen verlegt, wo er bis zu seinem Tod 1964 wohnte.

<sup>44</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1937, Nr. 80, 348.

<sup>45</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1937, Nr. 237.

<sup>46</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Verzeichnis Bausachen 1938/8. Halle Verzeichnis Bausachen 1938 Nr. 269.



Abb. 9: Im Gönninger Tuffsteinwerk wurde großer Wert auf eine gute Betriebsgemeinschaft gelegt. Zum „Tag der Arbeit“ am 1. Mai erschienen die Arbeiter mit einem geschmückten Firmenlastwagen.

## Die Belegschaft

Die zuweilen 100 Arbeiter umfassende Belegschaft bestand aus Betriebsführer, Steinbrucharbeitern und von Zeit zu Zeit auch aus Steinmetzen und Künstlern. Ein „Betriebsführer“ lässt sich seit 1936 nachweisen. Namentlich bekannt ist Herr Fauß, der diese Tätigkeit viele Jahre ausübte.

Im Reutlinger Tagblatt vom Februar 1938 ist zu lesen: „Angenehm zu beobachten und zu hören war uns auch, dass die Gefolgschaft des Gönninger Tuffsteinwerks in einem schönen Verhältnis zur Betriebsführung steht und dass ihr ein Gefolgschaftsraum zu eigen ist. Die Begriffe um ‚Schönheit der Arbeit‘ haben auch dort ihren fruchtbringenden Niederschlag gefunden.“

Walter Schwarz berichtet von den vielen Betriebsausflügen, die damals nicht überall selbstverständlich waren: „Jedes Jahr durfte die Belegschaft mit der ganzen Familie an einem dreitägigen, völlig kostenlosen Ausflug teilnehmen. Meistens fuhr man mit drei Bussen. Einmal ging die Fahrt nach Oberstdorf, ein andermal an den Bodensee.“<sup>47</sup>

<sup>47</sup> Interview Walter Schwarz.

Die meisten Arbeiter im Werk stammten aus den umliegenden Gemeinden, vor allem aus Undingen, Willmandingen, Genkingen und Öschingen. Nach den Erinnerungen der Familie Schwarz<sup>48</sup> waren dies häufig Bauern, die sich neben ihrer kleinen Landwirtschaft noch als Steinbrucharbeiter verdingten. Ihnen wurde auf Wunsch Baumaterial für ihre Häuser zur Verfügung gestellt, das sie in Raten abzahlen konnten. Wilhelm Schwarz vereinbarte auch individuelle Arbeitszeiten mit ihnen, wenn sie Zeit zur Bestellung oder Aberntung der Felder und Wiesen benötigten. Dennoch verlangte er vollen Arbeits-einsatz, bei dem es wegen der gefährvollen Arbeit auch häufig zu Unfällen kam. Aber auch hier soll er die Familien großzügig unterstützt haben.

### Fremdarbeiter

Da nach Kriegsbeginn die gesamte Belegschaft nach und nach zur Wehrmacht eingezogen wurde – auch die Söhne von Wilhelm Schwarz, Artur und Wilhelm, mussten Kriegsdienst leisten – wurde die Produktivität des Werkes stark gebremst und konnte nur mit Hilfe von ausländischen Zwangsarbeitern aufrechterhalten werden. Auch die betriebseigenen Lastwagen mussten abgegeben werden.<sup>49</sup> So blieben zuletzt nur noch ein Lastwagen und ein Schlepper, die mit Holzgas betrieben wurden, übrig.<sup>50</sup>

Der Neffe von Wilhelm Schwarz, Dr. Eberhard Kinkelin, der als junger Mann von 1942–1944 dort arbeitete, berichtet, dass er von den „Fremdarbeitern“ immer wieder mal etwas zum Essen zugesteckt bekam. Auch erinnert er sich an viele positive Begegnungen mit den Fremdarbeitern, die auf dem Werksgelände untergebracht und von Bertha Schwarz mit versorgt wurden.<sup>51</sup> 1940 entstand ein weiterer „Gefolgschaftsraum“, der auch zur Unterbringung ausländischer Arbeitskräfte diente.<sup>52</sup>

Zeitweise befanden sich auch Künstler und Steinmetze im Werk, die aus Tuffstein Kunstwerke herstellten, wie z. B. auch das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche Peter und Paul in Gönningen.<sup>53</sup> Diese Arbeiten erforderten viel Geschick und eine glückliche Hand, da es vorkam, dass in dem vorgesehenen Tuffbrocken plötzlich etwas ausbrach und somit für die Arbeit unbrauchbar wurde.

<sup>48</sup> Interviews Bertha und Walter Schwarz.

<sup>49</sup> 1939 arbeiteten fünf Polen im Steinbruch, ab 1944 sind ca. 14 russische Arbeiter belegt, StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 465 f., 529.

<sup>50</sup> Interview Familie Schwarz.

<sup>51</sup> Nach Angaben von Bertha Schwarz.

<sup>52</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Bautagebuch Nr. 80/1940.

<sup>53</sup> Vgl. Klaus Kemmler: Das Samenhändlerdenkmal in der evangelischen Kirche von Gönningen. Die Geschichte des Denkmals von 1943: Briefe und Dokumente sowie Auszüge aus den Totenregistern von 1728 bis 1902, in: RGB NF 42 (2003), S. 213–288, hier: S. 213–253.

## Das Werk nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Krieg musste Wilhelm Schwarz sein Werk wieder instand setzen, das durch eine halbjährige Militärbesetzung in Mitleidenschaft gezogen war. Die Währungsreform brachte 1948 die Entwertung des gesamten Betriebskapitals mit sich. Obwohl schon 67 Jahre alt, gab Wilhelm Schwarz sein Lebenswerk nicht auf. Die rege Nachfrage nach Baustoffen verschaffte dem Werk ausreichend Arbeit, so dass bald wieder Arbeitskräfte gesucht wurden.

1948 wandte sich das Arbeitsamt Reutlingen deswegen an das Bürgermeisteramt Gönningen und forderte die Gemeinde auf, für Heimatvertriebene Wohnraum zu schaffen. Anlass war eine in Ehestetten auf der Schwäbischen Alb untergebrachte „Flüchtlingsfamilie“, die zwar im Tuffsteinwerk Arbeit gefunden hätte, im Ort aber nicht untergebracht werden konnte.<sup>54</sup> Auch den Berichten von Zeitzeugen zufolge war eine ganze Anzahl von Heimatvertriebenen nach dem Krieg im Tuffsteinwerk beschäftigt gewesen. Eine vor diesem Hintergrund 1948 geplante Werkssiedlung mit 15 Häusern wurde jedoch nicht realisiert. Immerhin entstanden zwei Gebäude mit jeweils sechs Wohnungen für die Belegschaft.

Die Bauanträge dieser Jahre zeigen, dass das Tuffsteinwerk nun weiter ausgebaut wurde. Den wegen des Wiederaufbaus notwendigen Aufträgen konnte kaum nachgekommen werden. Zu Problemen mit der Militärregierung führte der Antrag auf die Errichtung eines Sprengstofflagers 1948.<sup>55</sup> 1949 setzte sich die Bautätigkeit fort. Ein Lagergebäude ersetzte einen auffälligen Schuppen, hinzu kam ein weiteres Silo sowie 1951 ein Belegschaftsgebäude.<sup>56</sup> Um konkurrenzfähig zu bleiben, wurde 1951 der Neubau eines Wohn- und Verwaltungsgebäudes zugunsten einer neuen Werksanlage zurückgestellt.<sup>57</sup> Weitere Bauanträge folgen in den Jahren 1955–1959.

Der Steinbruch gab immer weniger Material her, das bearbeitet werden konnte. Vor allem mangelte es an Natursteinen, während die Kunststeine noch in ausreichender Zahl hergestellt werden konnten. Auch in den weiteren Werken wurden immer weniger Steine gebrochen, so dass Wilhelm Schwarz erkennen musste, dass der Ausbau des Werkes nicht weiter vorangetrieben werden konnte. Dies betraf etwa das 1959 geplante Stempelhäuschen<sup>58</sup> ebenso wie die Werkstätte für Natursteinverarbeitung.

Noch einmal wird am 6. 11. 1963, von Wilhelm Schwarz persönlich unterschrieben, ein Baugesuch eingereicht. Es handelt sich hier um die Erstellung einer Trafostation in Werk II im Gewann Mühlwiesen. Die Genehmigung

<sup>54</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267, Schreiben vom 10. 9. 1948.

<sup>55</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Baugenehmigungsantrag vom 24. 3. 1948.

<sup>56</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

<sup>57</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Schreiben von Wilhelm Schwarz vom 5. 7. 1952.

<sup>58</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Aktenzeichen 3101.1, Nr. 235.

erfolgte am 14. 1. 1964.<sup>59</sup> Als Bauleiter wird jetzt der Enkel und damalige Betriebsleiter Walter Schwarz genannt.

Im selben Jahr, am 11. November 1964, stirbt Wilhelm Schwarz. Der Reutlinger General-Anzeiger schreibt in seinem Nachruf: „Die Wirtschaft des Kreises Reutlingen hat eine ihrer markantesten Persönlichkeiten verloren: Im hohen Alter von fast 91 Jahren ist Fabrikant Wilhelm Schwarz, gebürtiger Pfullinger und Gründer des Tuffsteinwerks Gönningen, in die Ewigkeit abberufen worden. Weit über die Grenzen der engeren Heimat hinaus ist der Name Wilhelm Schwarz in den vergangenen Jahrzehnten durch dieses Werk bekannt geworden, überall dort, wo der im Gönninger Werk abgebaute Tuffstein Verwendung fand [...] Das Gönninger Werk – sein Lebenswerk – produziert weiter. Wilhelm Schwarz gehörte zu den Motoren der heimischen Wirtschaft. Sein Name bleibt unvergessen.“

### **Das Werk von 1965 bis zur Schließung 1974**

Da es keinen Betriebsnachfolger gab, verpachtete die Familie das gesamte Werk an die Klöckner AG. Der Enkel Walter Schwarz blieb bis zum Ende des Pachtvertrages im Betrieb. Die Nutzung des Werksgeländes durch die Fa. Klöckner AG ist durch mehrere Schreiben aktenkundig. 1968 wurde eine Baugenehmigung für eine Tankstelle für den Eigenbedarf erteilt.<sup>60</sup> Gisela Henzler berichtete 1974,<sup>61</sup> dass von den vier großen Steinbrüchen der Steinbruch III noch Tuffsand lieferte und fast nur noch am Steinbruch II Natursteine gebrochen wurden. In den übrigen Brüchen wurde nur noch für bestimmte Aufträge gearbeitet.<sup>62</sup>

Das endgültige Aus für den Steinbruchbetrieb kam infolge des sogenannten „Kiesgrubenerlasses“ von 1966. Wegen der nun vorgeschriebenen Genehmigung für jegliche Erweiterung von Abbaustellen bekam es die Familie Schwarz, nach der Eingemeindung Gönningens nach Reutlingen 1971, mit dem städtischen Baurechtsamt zu tun. Nach jahrelangem Schriftwechsel, in den sich auch Oberbürgermeister Kalbfell einschaltete, hieß es schließlich in einem Schreiben des Baurechtsamts vom 27. 1. 1975 an das Landratsamt: „Der ohne Genehmigung vorgenommene Abbau von Tuffstein ist eingestellt. Das Pachtverhältnis mit der Fa. Klöckner u. Co. wurde am 31. 12. 1974 vorzeitig beendet. [...] Es ist geplant, das Gebiet in anderer Weise zu nutzen.“<sup>63</sup>

---

<sup>59</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Aktenzeichen 3101.

<sup>60</sup> StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 134/68.

<sup>61</sup> Siehe auch Grüninger (wie Anm. 1), S. 14–16.

<sup>62</sup> Gisela Henzler: Der Kalktuff im Wiesaztal (Schwäbische Alb), in: Mitteilungen Verband Dt. Höhlen- und Karstforscher, 20 (1974)/Nr. 1, S. 5.

<sup>63</sup> Stadt Reutlingen, Bürgerbüro Bauen, Tuffsteinwerk.

Es folgten die Verhandlungen zum Verkauf der Grundstücke an die Stadt. Nach Einigung über den Preis erfolgte noch im selben Jahr der Übergang des 18 ha großen Geländes zum Kaufpreis von 400 000,- DM an die Stadt Reutlingen.“ Damit war das Ende des Tuffsteinabbaus in Gönningen besiegelt. 1984 und 1985 wurden Fragen der weiteren Nutzung und des Bestandsschutzes als Gewerbegebiet erörtert, da die Fabrikgebäude nach und nach baufällig zu werden drohten.<sup>64</sup> 1988 wurden die Fabrikgebäude abgerissen<sup>65</sup> und die Wohnhäuser auf dem Fabrikgelände verkauft bzw. vermietet.

## Abbau und Verarbeitung im Gönninger Tuffsteinwerk

Bei dem industriellen Abbau und der Verarbeitung des Kalktuffs wurde der gewachsene Tuffstein zunächst aus den mächtigen Lagern der Talsohle herausgefräst. Während man in den übrigen Albtälern den Tuff mit großer Mühe manuell gebrochen und bearbeitet hatte, wurden von Wilhelm Schwarz für fast alle Arbeitsgänge Maschinen eingesetzt.<sup>66</sup>

### Arbeiten im Steinbruch

Im Steinbruch bemühte man sich, möglichst große Steine zu brechen und kleinteiliges Bruchmaterial zu vermeiden. Sprengungen kamen daher nur in geringem Umfang zum Einsatz. Der Rohabbau sollte über hundert Zentner schwere Steinblöcke ergeben, die man dann zur Weiterverarbeitung auf Tiefladern ins Werk transportierte.

Die Naturbank wurde dabei zunächst Loch an Loch angebohrt und bis zur Loslösung des Blockes verkeilt. Ein gezielte und gut dosierte Verwendung von Sprengmaterial war möglich. Andernfalls bediente man sich der sogenannten Kettenfräse, einem sägeartigen, motorbetriebenen Arbeitsgerät, das sich horizontal oder vertikal in das Gesteinsmassiv „fraß“.

Diese Korffmann'sche Schrämsäge hatte Wilhelm Schwarz jun. auf der Messe in Leipzig gesehen. Er reiste anschließend ins Ruhrgebiet, wo diese Maschine im Bergbau eingesetzt wurde, um deren Arbeitsweise und ihre Eignung für den Tuffsteinabbau zu prüfen.<sup>67</sup>

Zur Bedienung der Korffmann'schen Schrämsäge waren jeweils drei Arbeitskräfte nötig. Die Fräsen wurden entlang einer vorgezogenen Linie über das Gestein geführt, wobei sich die Schnitttiefe regulieren ließ. Im

<sup>64</sup> Bezirksamt Gönningen, Gemeinderatsprotokolle.

<sup>65</sup> Fotodokumentation der Verfasserin.

<sup>66</sup> Das Folgende nach Interviews Walter Schwarz, 1985–1986, sowie Farblichtbildreihe zur Landeskunde „Kalktuff“ (wie Anm. 2).

<sup>67</sup> Interview Walter Schwarz.



Abb. 10: Abbau mit Hilfe der Korffmannschen Schrammsäge.



Abb. 11: Rohblöcke im Steinbruch.

Allgemeinen wurden so Blöcke von drei bis vier Kubikmetern Inhalt aus dem Tufflager gewonnen.

Diese Blöcke wurden mit einem Schwerlastkran aus der Wand gezogen und zunächst im Bruch selbst gelagert. Das Rohgewicht der Steine betrug 1700 kg pro Kubikmeter. Ein Block von 4 Kubikmetern hatte damit ein Gewicht von 6800 kg.

Die Ablagerung diente dem Trocknungsprozess. Ein Transport der noch feuchten Steine hätte leicht zum Abbrechen größerer Teile führen können. Die Steine durften beim Abtransport aber nicht zu trocken und damit ausgehärtet sein, um die Weiterverarbeitung im Werk ohne Schwierigkeiten zu gewährleisten.

### **Transport des Tuffmaterials**

Der Transport erfolgte auf Tiefladern über eigene Werksstraßen, die wegen des ständigen Schwerlastverkehrs einen starken Unterbau besitzen mussten. Für kleinere Steine oder Tuffbrocken wurde auch das sogenannte Rollwagenzüge eingesetzt, einer auf Schienen von einer Lokomotive<sup>68</sup> gezogenen Bahn, deren „Loren“ mit losem Material gefüllt werden konnten.

Die Tuffblöcke wurden von den Tiefladern direkt an die Hallen gebracht, in denen das Rohmaterial weiter verarbeitet wurde. Je nach der späteren Verwendung gab es unterschiedliche Hallen. Die Rohblöcke wurden teilweise grob zugehauen, um sie für die Weiterverarbeitung mit den Maschinen vorzubereiten.

### **Modeln im Sägegatter**

Nach der Sortierung musste der Stein auf handliche Größe gebracht werden. Dies nennt man in der Fachsprache „vormodeln“. Die endgültige Zerlegung des Blockes erfolgte im Gatter, wo noch Blöcke bis zu 4 m Länge und 2,20 m Höhe bearbeitet werden konnten. Für einen Arbeitsgang wurden bis zu 70 Sägeblätter eingespannt.

Die Kühlung der Sägeblätter erfolgte durch eine Wasserzuführung von oben. Außerdem erhöhte das Wasser die Gleitfähigkeit der Sägeblätter auf dem Stein.

### **Plattenbearbeitung mit der Kreissäge**

Die aus dem Gatter kommenden Platten wurden zunächst zwischengelagert, bevor der Zuschnitt in die gewünschte Größe, je nach Auftrag, erfolgte. Im

---

<sup>68</sup> 1937 wurde ein Unterstellraum für diese Lokomotive geplant, s. Anm. 44.

Steingewerbe kann eine Kreissäge normalerweise nicht eingesetzt werden, da die meisten Natursteine dafür zu hart sind. Bei der Weiterverarbeitung des Kalktuffs leistete sie jedoch gute Dienste. Die Sägeblätter waren deshalb mit Industriediamanten besetzt, da dieses Material härter als Stahl ist und somit die Lebensdauer eines solchen Sägeblattes wesentlich erhöht.

Die Sägeblätter waren auswechselbar; je nach Dicke des Materials konnte der Durchmesser von 60 bis 250 cm gewählt werden. Die Kreissäge war fest eingebaut und in der Höhe verstellbar. Das Material hingegen lag auf einer beweglich gleitenden Unterlage. Auch hier musste ständig mit Wasser gekühlt werden.



Abb. 12: Ein Block bei der Bearbeitung im Sägegatter.

### Herstellung von Kunststoffsteinen

Das Tuffmaterial weist viele Hohlräume auf, die oft erst beim Zuschnitt zu Tage kommen. Dadurch entstand viel Verschnitt, der aber noch verwendet werden konnte – das Material war viel zu kostbar, um es wegzuwerfen. Schon im Steinbruch fiel Splittermaterial an, das durch eine große Vorbrecheranlage zerkleinert wurde. Auf Feinbrechern fein gemahlen, konnte es dann entweder als Vorsatzmaterial zur Herstellung von Tuffhohlblocksteinen oder aber als Maurersand Verwendung finden.

Feinmaterial aus dem Tuffsteinbruch musste vor der Weiterverarbeitung gewaschen werden, um die biologischen Feianteile zu entfernen, die die Frostsicherheit der Steine gefährdet hätten. Bei der Herstellung von Hohlblocksteinen wurde eine Fabrikationsmaschine mit dem gemahlenen und gewaschenen Bruch gespeist (Korngröße 0–30). Diesem wurde Zement beigefügt. Man stellte im sogenannten Rüttel-Press-Verfahren Steine her, deren Größe und Form sich durch auswechselbare Pressformen leicht verändern ließen. So konnten sämtliche gängigen und durch Industrienormen bestimmten Arten von Hohlblocksteinen hergestellt werden. Die Werkshalle, in denen diese Steine produziert wurden, war ebenfalls aus diesem Material gebaut.



*Abb. 13:* Die Werkshalle mit der Kreissäge.



*Abb. 14:* Fertig zugeschnittene Quader.

## **Schlammseen**

Um feinen Gipsersand zu erhalten, ging ein Teil des den in Feinbrechern gewonnenen Maurersandes noch einmal in die Waschanlage. Der Rückstand, sozusagen der Waschschlamm, wurde mit viel Wasser angereichert in die sogenannten Schlammseen eingeleitet, wo sich das Schwebematerial absetzte. Beim Durchfließen der Sandmassen klärte sich das Wasser und konnte dem natürlichen Wasserkreislauf wieder zugeführt werden. Obwohl der Tuffsteinabbau viel Wasser benötigte, konnte das meiste ohne Verunreinigung dem Gewässer wieder zugeführt werden.

Der „Schlammssand“ wurde zum Beispiel als Unterbett bei Rohrleitungs- und Kabelarbeiten benötigt. Der verbliebene Rest bildete in den ausgebeuteten Brüchen einen neuen „Talboden“.

## **Die Verwendung von Kalktuff als Baustein**

Je nach Verwendungszweck und Geldbeutel konnte Kalktuff als Baustein für einfache Wohnhäuser, zum Bau von Industrieanlagen oder Monumentalbauten Verwendung finden. Bei Letzteren verwendete man meistens zugeschnittene Quader, d. h. Vollsteine aus Naturtuff.

## **Naturtuffmaterial**

Der Vollstein wurde selten für Hausbauten verwendet, da er zu teuer war. Im Kirchenbau, bei Rathäusern, für Pfeiler bei Brückenbauten, als Grabstein oder für Steinmetzarbeiten anderer Art war dessen Verwendung aber die Regel. Vor allem im Außenbereich kamen die verschiedensten Größen des Tuffvollsteins zum Einsatz. Bei Garten- und Parkanlagen, für Denkmäler, Mauern, Fenster- und Türgewände, Säulen, Bögen, Lisenen und künstlerisch gestaltete Steinmetzarbeiten war der Naturtuffstein wegen seiner lebendigen Oberflächengestaltung sehr beliebt.

Wenn die Verwendung von Vollsteinen zu teuer und dennoch eine Fassade aus Naturtuffsteinen gewünscht war, kamen Vormauersteine zum Einsatz. Dieser Vormauerstein war den Abmessungen des Schwemmtuff-Backsteins oder Bimsmauerwerkes angepasst und konnte daher zum Verblenden verschiedener Steinmaterialien verwendet werden. Der Tuffsteinbedarf betrug so nur etwa ein Drittel der Mauerstärke.

Der Werksprospekt von 1913 beschreibt die Verwendung von Tuffsteinplatten beim Bau von Isolierwänden: Die Steine wurden scharfkantig geschnitten und mit je einem Durchbinder versetzt. Die Luft strömte in einem an den oberen Schichten angebrachten Luftkanal ein, verteilte sich in der Wand und trat zwischen der ersten und der zweiten Schicht in den Innenraum ein. War

feuchte und warme Luft in diesem Raum vorhanden, so wurde dieselbe durch die von außen eintretende kalte und trockene Luft durch einen in der Decke angelegten Kanal oder ein Ventilationsrohr hinausgedrängt. Die Ventilation erfolgte gleichmäßig und selbsttätig, ohne dass in dem Raum etwas davon verspürt wurde. Diese Art der Verkleidung mit Tuffsteinplatten in Isolierwänden wurde besonders gerne beim Bau von Stallungen eingesetzt. Eine Erkältung des Viehbestandes durch Zugluft war so ausgeschlossen.

Auch bei Stahlskelettbauten, wie zum Beispiel Industriehallen, bot diese Form der Tuffplatten außergewöhnliche Möglichkeiten, da er sich leicht und billig im Werk und am Bau den Erfordernissen entsprechend bearbeiten und sägen ließ. Mit geringer Steinstärke konnte über das Stahlgerippe hinweg eine Fassade errichtet werden.<sup>69</sup>

### **Baumaterialien aus Kunststoff**

Wann mit der industriemäßigen Verarbeitung von Kunststoffsteinen begonnen wurde, kann nicht mehr mit Sicherheit festgestellt werden. Zwar wird ein Zeitungsartikel vom 12. September 1913 erwähnt, der sich intensiv mit der Verarbeitung des Kunststoffs beschäftigte,<sup>70</sup> allerdings erscheint es fraglich, ob in der Anfangszeit, in der es nur einen Fabrikraum gab, der zudem noch als Autohalle und Maschinenraum benützt wurde,<sup>71</sup> schon eine größere Verarbeitung von Kunststoffsteinen erfolgen konnte. Es ist jedoch sicher, dass es eine größere Produktion nach der Genehmigung der gesonderten Kunststoffsteinverarbeitung ab 1920 gegeben haben muss.<sup>72</sup>

Die Kunststeine sind nicht so porös wie die Naturtuffsteine. Man erkennt sie auf den ersten Blick an der gleichmäßigeren Struktur. Andere Bezeichnungen für Kunststoffsteine waren „Zeltsteine“, „Schwemmtuffsteine“ oder nach dem Krieg „Schwabensteine“.<sup>73</sup> Wie oben geschildert, wurden sie sehr gerne und häufig verwendet. Dies zeigen zahlreiche Bauten in Reutlingen und Umgebung. In der Heine- und Hindenburgstraße in Reutlingen findet man ganze Straßenzüge mit diesem Baumaterial gestaltet. Alle Bauwerke aus Kunststoffsteinen stammen mit Sicherheit aus dem Gönninger Tuffsteinwerk.

### **Eigenschaften von Tuffstein und Kunststoffstein als Baumaterial**

Tuffstein besitzt aufgrund der zahlreichen Hohlräumeinschlüsse im Verhältnis zu anderen Natursteinen ein geringeres Eigengewicht. Außerdem härtet

<sup>69</sup> Die Bauzeitung (wie Anm. 33).

<sup>70</sup> Firmenprospekt 1913, Privatbesitz.

<sup>71</sup> Bezirksamt Gönningen, „Tuffsteinwerk“, Lageplan vom 29. 7. 1914.

<sup>72</sup> S. auch StadtA Rt, GA Gönningen, Nr. 267.

<sup>73</sup> Zur Produktpalette vgl. die Firmenprospekte, Privatbesitz.

der zunächst feuchte Stein an der Luft aus und wird dadurch wetterbeständig und fast unverwüstbar. Bauwerke aus Tuffstein werden weder durch die Luftverschmutzung noch durch aufsteigendes Wasser beschädigt. Ein Salpeterbefall oder eine Zersetzung wie beim Sandstein sind beim Tuffstein nicht zu beobachten.

Natur- oder Kunsttuffsteine bestehen aus demselben Material und besitzen dadurch dieselbe Güte und Beschaffenheit. Die Oberfläche des neuen Steines ist rohweiß (Kunsttuffstein ist wegen des speziellen Zementes ebenfalls hell, im Gegensatz zu Betonkunststein). Naturtuffstein hat eine lebendigere Oberflächenstruktur, da kein Stein dem anderen gleicht. Kunsttuffsteine besitzen ebenfalls eine poröse, jedoch gleichmäßigere Oberflächenstruktur.

Allerdings siedeln sich auf dieser Oberfläche gerne Moose und Flechten an, so dass die Häuser aus Tuffsteinen mit der Zeit grau bis schwarz und relativ unansehnlich werden. Mit Sandstrahlen kann man den alten „Glanz“ wieder herstellen.

Von Bedeutung für die praktische Verwendung war außerdem die Druckfestigkeit des Steins. Materialprüfungen ergaben für den 1938 gebrochenen Stein 265 kp pro cm<sup>2</sup>, 1972 lediglich noch 56 kp.<sup>74</sup> Dies rührt daher, dass der früher im hinteren Tal abgebaute Tuff bei seiner Entstehung einem höheren Druck ausgesetzt und deshalb dichter und fester war als der talabwärts entstandene. Je nachdem, aus welcher Schicht die Probe entnommen wurde, gab es Schwankungen.

Eine besonders hohe Druckfestigkeit von 850 kp pro cm<sup>2</sup> besaß der Eisentuff aus Dießen bei Horb,<sup>75</sup> während Schwemmtuffsteine laut Werkprospekt der Firma Schwarz 89 kg pro cm<sup>2</sup> aufwiesen.

Die Wärmeleitzahl wird bei 0 °C mit 0,36 kcal angegeben. Da Tuffsteinfassaden selten verputzt wurden, um die interessante Oberflächenstruktur zu erhalten, entsprechen sie den heutigen Wärmedämmvorschriften nicht mehr. Die Bewohner der Tuffsteinhäuser finden zwar die Fassade schön, erklären aber stets, dass die Häuser sehr kalt sind, wenn keine zusätzliche Dämmung erfolgt.

---

<sup>74</sup> Manfred Frank: *Technologische Geologie der Bodenschätze Württembergs*, Stuttgart 1949, S. 236.

<sup>75</sup> Karl-Heinz Schmid: *Der Kalktuff im Echaz- und Ermstal*, Zulassungsarbeit zur 1. Dienstprüfung für das Lehramt an Volksschulen an der Pädagogischen Hochschule Reutlingen, masch. 1969, S. 25 ff.

## Bauwerke aus Gönninger Tuffsteinen

Wenn man alle Bauwerke aus Steinen, die aus dem Tuffsteinwerk Gönningen zwischen 1913 und 1974 geliefert wurden, aufzählen wollte, so würde dies wohl einen ganzen Band füllen.

Die folgende Auflistung umfasst lediglich einen kleinen Ausschnitt, der sich auf die Nennung von Einzelbauten in Werksprospekten sowie auf privates Bildmaterial der Familie Schwarz stützt. Dementsprechend kann für die meisten Bauten kein genaues Herstellungsdatum angegeben werden.<sup>76</sup> Auch die Unterlagen der Bauämter helfen hier nicht weiter, wird doch die Herkunft des Baumaterials nicht angegeben. Man kann jedoch davon ausgehen, dass im Landkreis Reutlingen die meisten Bauten aus Tuffstein oder Kunststoffstein, die zwischen 1920 und 1975 entstanden sind, aus den Steinen des Gönninger Tuffsteinwerkes gebaut wurden.

## Bauwerke aus Naturtuff

### Öffentliche Gebäude und Monumentalbauten

Olympiagelände Berlin (Schwimmstadion und Sportgelände) 1936

Neckarstadion Stuttgart

Tropengewächshäuser in der Wilhelma, Stuttgart

Staatsgalerie München (Innenverkleidung)

Flughafen München-Riem

Reichstagsgelände Nürnberg

AOK Reutlingen (1931)

Bahnhof Urach

Turnhalle Urach

Kirchen in Sondelfingen und Wendlingen

Christuskirche Reutlingen (Verblendmaterial)

### Brücken- und Industriebauten

Brücke bei Obermarchtal

Brücke aus ungesägten Steinen (Standort unbekannt)

Wasserwerk im Ermstal

Wasserturm in Pfullendorf

---

<sup>76</sup> Die vorliegenden Bilder aus Privatbesitz sind weder mit Jahreszahl noch mit der Bezeichnung der Bauwerks versehen, so dass man sich hier auf die Aussagen von Bertha Schwarz stützen muss, Interviews 1985–1986.



*Abb. 15–16:* Olympiagelände Berlin, 1936.



*Abb. 17:* Stützmauer am Alaufstieg der Autobahn, um 1937.



*Abb. 18:* Gartenmauer in Gönningen.

### **Friedhofanlagen**

Leichenhalle Gönningen  
Leichenhalle Trochtelfingen  
Grabsteine  
Friedhofsbrunnen

### **Garten- und Parkanlagen**

Obersalzberg bei Berchtesgaden  
Schwimmbadverkleidung der Villa Heß in München  
Gartenmauern, Gartenwege, Gartenpfeiler in großer Zahl, vor allem auch in Gönningen

### **Autobahnen**

Stützmauern, ca. 10 000 m<sup>2</sup>  
Materialhäuschen

### **Privathäuser**

Viele Privathäuser in Gönningen und Reutlingen sind aus Naturtuffsteinen  
Privathaus von Stadtbaumeister Haug, Tübingen, Gartenstraße (1923)

### **Kunstwerke und Denkmäler**

Samenhändlerdenkmal in der Gönninger Peter-und-Paul-Kirche (1943)  
Nymphenburgbrücken, München  
Kriegerdenkmal Peissenberg  
Kriegerdenkmal München

### **Bauwerke mit Kunsttuffsteinen<sup>77</sup>**

Ökonomie- und Wohnhaus von Güterbeförderer Striebel, Pfullingen  
Stallneubau von Louis Reiff, Paulinenhof bei Reutlingen  
Siedlungshäuser in Pfullingen  
Fabrikanwesen G. Knapp, Papierwarenfabrik Pfullingen  
Wohngebäude an der Hindenburg- und Heinestraße Reutlingen  
Farrenstallneubau Kusterdingen  
Stallungen in Entringen und Umgebung

---

<sup>77</sup> Die folgenden Bauten sind sämtlich Empfehlungsschreiben aus dem Jahr 1928 entnommen, so dass diese Bauten in den Jahren zuvor entstanden sein dürften.

## Renaturierung des ehemaligen Abbaugeländes

Was nach sechzig Jahren intensiven Kalktuffabbaus im Wiesaztal blieb, war eine recht romantische Wildwestlandschaft mit „Sandwüsten“, Felsklippen, malerischen Seen, Gehölzen und einer üppigen Tierwelt.

Als die Stadt Reutlingen 1975 rund zwanzig Hektar des Steinbruchgeländes erworben hatte, konnte mit staatlichen Zuschüssen ein Rekultivierungsprogramm von rund 214 000,- DM aufgelegt werden. 1976 erstellten Jürgen Treiber, Susana Treiber-Greter und Holger Dahlhelm ein Gutachten über den Süßwasserkalktuff, seine Vorkommen und seine Erhaltenswürdigkeit aufgrund der Wiesaz-Kalktufflager. Hier wurden auch Vorschläge für die Gestaltung des ehemaligen Steinbruchgeländes erarbeitet.

Besonders der Kommunalpolitiker Josef Heyer und der Leiter des staatlichen Forstamtes Dr. Ulrich Ammer setzten sich für die Umsetzung dieser Ideen ein, so dass die Presse resümierte:

„Fünftausend Jahre hindurch haben die Quellen im Tal der Wiesaz an mächtigen Tuffablagerungen ‚gebaut‘: Hier setzte sich der Kalk ab, den das Wasser bei seinem Weg durch den verkarsteten Körper der Schwäbischen Alb ‚gestohlen‘ hatte. Die Kalktufflager, Kilometer lang, oft mehrere hundert Meter breit und bis zu zwanzig Meter mächtig, lieferten im Mittelalter und bis ins zwanzigste Jahrhundert hinein den Einheimischen Bausteine aus kleinen ‚Bauernbrüchen‘. In den zwanziger Jahren begann die systematische Ausbeutung der Vorkommen, wuchs eine weithin bekannte Natur- und Kunststeinindustrie in Gönningen. Seit 1975 aber liegen die Steinbrüche endgültig still; nunmehr entsteht hier ein ‚Naherholungsgebiet‘, ein reizvoller kleiner Naturpark inmitten von Seen und schroffen Felsen.“<sup>78</sup>

Die 1976 begonnenen Arbeiten kamen 1979 zu einem Abschluss. Der Bund der Höhlenkundler (Speläologen) forderte in einem Gutachten, dass manche interessante Höhlen für die Bevölkerung nicht zugänglich sein sollten. So müsste auch darauf geachtet werden, dass der „obere Aufschluss“<sup>79</sup> geschützt werde. Auf Vorschlag des staatlichen Forstamts sollte ein „stiller See“ im Hinblick vor allem auch auf den Vogelschutz erhalten bleiben.<sup>80</sup> Wenige Jahre später, 1983, wurde schon über die „totale Überbenutzung“ dieses idyllischen Naherholungsgebietes geklagt. Vor allem im hinteren Teil des Steinbruches wurden immer wieder Feste veranstaltet, so dass der Zugang zeitweise gesperrt werden musste.

Am 19. 9. 2003 wurde ein lang gehegter Wunsch Wirklichkeit. Der schon 1976 im Gutachten des Speläologen-Bundes gewünschte Kalktuff-Lehrpfad

<sup>78</sup> Reutlinger General-Anzeiger vom 13. 7. 1977.

<sup>79</sup> Gemeint ist die hintere Steinbruchwand.

<sup>80</sup> Speläologen-Bund Reutlingen/Tübingen August 1976: Teilgutachten zur Gestaltung des Naherholungsgebietes Oberes Wiesaztal, S. 29.

wurde mit 11 Schautafeln vom Rathaus Gönningen ca. 4 km bis hinter die Talmühle Richtung Genkingen eröffnet.<sup>81</sup> Die Renaturierung und die Umwandlung des ehemaligen Steinbruchgeländes in ein Naturschutzgebiet waren damit abgeschlossen. Dieses Angebot wird nicht nur von der Gönninger Bevölkerung gerne genutzt. Der Ort mit der bekannten, auf den Samenhandel zurückgehenden „Tulpenblüte“ auf dem Gönninger Friedhof ist damit um eine Attraktion reicher. Hoffen wir, dass die Bevölkerung sich auch weiterhin für die Erhaltung der Tuffstein-Überreste in Gönningen interessiert und das Naturschutzgebiet um die Gönninger Seen<sup>82</sup> pflegt.

---

<sup>81</sup> Verantwortlich zeichnen dafür Werner Grüniger, Fritz Krauß und Margarete Blank-Mathieu. Die Ortsgruppe Gönningen des Schwäbischen Albvereins hat die Unterhaltung desselben übernommen.

<sup>82</sup> Im Volksmund auch als „Schwarzer See“ nach dem vorigen Tuffsteinwerksbesitzer bezeichnet.

